

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 22

Artikel: Angelus Silesius 1624-1677
Autor: Bänninger, Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748488>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ANGELUS SILESIUS

1624—1677

Ein in Schlesien eingewanderter polnischer Edelmann und Protestant, Stanislaus Scheffler, will seinem Sohn die sorgfältigste Bildung seiner Zeit verschaffen, lässt ihn das Breslauer Gymnasium durchlaufen, sodann in Straßburg und Leyden studieren — wonach Johannes zu Padua die Würde eines Doktors der Medizin und der Philosophie erwirbt. So gekrönt, kehrt er zurück in die schlesische Heimat und wird in kurzem Arzt am Herzoglichen Hofe zu Ols — das ist der erste Teil dieses Poetenlebens. Drei Jahre später verlässt er seinen Posten, genau im 28. Lebensjahr, wenige Monate nach dem Tod seines älteren Freundes Franckenberg; und im Juni 1653 tritt er unter öffentlichem Bekenntnis in Breslau zur römisch-katholischen Kirche über, in deren Dienst er später als Priester und streitbarer Schriftsteller bis zu seinem Tode verbleibt. Das ist das Zweite. Im Einzelnen wissen wir wenig von seinem Erdengang; aber es scheint, dass er seine Mannesjahre trotz hoher Ehren einsam und freudlos verbrachte. Zuletzt finden wir ihn leidend im Hospital zu St. Matthias in Breslau, als einen « zwar Leiblich, auß Liebe aber auch Geistlich erkrankten, und von aller anderer Geistlicher Blumen Geruch- oder Erquickung verlassenen », wie er selber schreibt. Er starb daselbst 53 jährig.

Seinem eigentlich dichterischen Werk waren nur wenige Jahre vor und nach seiner Konversion gewidmet. Genaue Zeiten haben sich bis heute nicht feststellen lassen. Ellinger, in seiner Textausgabe des *Cherubinischen Wandersmanns* (Halle 1895) möchte auf Grund der geistigen Haltung nachweisen, Scheffler müsse ihn vor dem Übertritt, die geistlichen Lieder aber zur Hauptsache nachher verfasst haben. Beide Sammlungen erschienen 1657 im Druck, mit ausdrücklicher Genehmigung der katholischen Zensur, und zwar fünf Bücher Sprüche, damals *Geistreiche Sinn- und Schlussreime* tituliert; von den Liedern, genannt *Heilige Seelenlust oder Geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche*, das 1.—3., bald darauf das 4. Buch. — Schefflers Dichtung war damit im wesentlichen

abgeschlossen. Nur noch das 5. Buch der geistlichen Lieder und das sechste des *Wandersmanns* folgten in langen Abständen, beide die Bedeutung der früheren nicht erreichend. Noch geringer ist der dichterische Wert der *Sinnlichen Beschreibung der vier letzten Dinge*, 1674 erschienen, die vom Tod, vom jüngsten Gericht, von der ewigen Pein der Verdammten und den ewigen Freuden der Seligen handelt. Was etwa im 4. Teil noch Schönes ist, vergällt uns geistliche Härte und Tugendhochmut im übrigen. Es gibt zu denken, dass der kühne und, wie es scheint, hochstehende Dichter des *Cherubinischen Wandersmanns* in seiner Spätzeit zum eifernden Fanatiker wurde, sowohl in seinen dichterischen Produktionen als in den konfessionellen Streitschriften. Offenbar hat der alternde Mensch nicht halten können, was der junge versprach, als er sagte:

Lieb' ist der weisen Stein: sie scheidet Gold auf Koth,
Sie machet nichts zu jchts, und wandelt mich in Gott.

Aber es ist nicht recht, ihm solche Inkonsistenz vorzuwerfen. Dichter und Prophet dürfen nicht miteinander verwechselt werden. Scheffler hatte nicht eine mächtige, selbstbewusste Persönlichkeit in den Dienst der Menschheit zu stellen, sonst hätte er sich nicht aus einer konfessionellen Bindung in die andere gerettet. Er war auch kein sich selbst prüfender Denker, der als solcher sich treubleiben wollte — sondern offensichtlich eine passive Natur, reizbar und wenig überlegend, kein Willensmensch, leicht vom stärksten Strome mitgerissen; ja auch als Dichter teilweise nicht autonom erscheinend, wenn wir seine enge Abhängigkeit von andern, z. B. Daniel von Czepo bedenken. Dennoch aber der fromme Gestalter, in dem das Wort gärte, brauste und zur Tat wurde.

Im *Cherubinischen Wandersmann* herrscht in erster Linie die religiöse Spekulation, im wörtlichen und abgeleiteten Sinne, das Schauen und Denken des Gott-Wesens bis in die letzten Konsequenzen, in seinen Beziehungen zum Menschen, zu aller Kreatur, zur ganzen Schöpfung, zu sich (d. h. Gott selbst), zu allem und jedem, wozu gleichsam der Spruch passt:

Der Abgrund meines Geists rufft immer mit Geschrey
Den Abgrund Gottes an: Sag welcher tieffer sey?

Die *Heilige Seelenlust* ist demgegenüber die rein lyrische Aus-einandersetzung der „verliebten Psyche“ mit ihrem Herrn. Hier scheinen nur noch zwei Wesen zu sein, Jesus der Bräutigam, und die Seele, die nach ihm schreit. In einförmigen, uns heute fast nicht mehr erträglichen Strophenfolgen wird diese Sehnsucht stets aufs neue bekannt — man muss gestehen, immerhin mit einem erstaunlichen Reichtum von Klängen und Bildern.

Mein Freund ist wie ein Röselein,
Wohlriechend, schön, außbündig fein;
Ist mit deß Himmels Tau begossen,
Viel Dornen haben ihn umbschlossen.

Mein Freund ist wie ein Täubelein,
Sanftmutig, liebreich, weiß und rein;
Betrübt niemand, erfreuet alle,
Ist ohne Falsch, hat keine Galle.

Eine ganz andere Welt tut sich da auf, eine ganz andere Stimme scheint zu tönen. Aus dem stolzen, denkerischen Betrachter ist einer geworden, der sich in Liebe verzehrt, nach dem einzigen Geliebten, der doch nicht in dieser Zeit gefunden wird. Wie kann ein Mensch sich so verwandeln, und so bald? Das ist sein Geheimnis, das er mit ins Grab nimmt. — Übrigens steht ja diese Erscheinung in der geistlichen Literatur nicht vereinzelt da.

Es ist bezeichnend, dass Schefflers Lieder, so überschwenglich und süßlich sie oft sein mögen, sich einst großer Beliebtheit erfreuten und auch in protestantischen Gesangbüchern zahlreich Aufnahme fanden. Den *Cherubinischen Wandermann* aber vergaß man bald. Leibnitz war für lange hinaus der einzige und letzte Geist von Rang, der sich nachweislich mit ihm beschäftigte. Dass die Sprüche nicht volkstümlich werden konnten, begreifen wir; aber auch die reifen Geister des 18. Jahrhunderts beachteten ihn nicht. Lessing grub Logau aus, Scheffler entging ihm: und gewiss nicht zufällig, sondern aus inneren Gründen. Auch Goethe scheint das Buch nicht gekannt zu haben. Es blieb den Romantikern, vorab Friedrich Schlegel, vorbehalten, auf den Schlesier hinzuweisen. Schopenhauer pries ihn als den « unabsehbar tiefen » und war da einig mit seinem verhassten Gegner Hegel! Seitdem verstummte das

Lob nicht mehr, und die Leser der *Sinn- und Schlussreime* sind jetzt wohl so zahlreich wie einst die Freunde der *Heiligen Seelenlust*. Inwiefern diese Wirkung in die Tiefe geht, ob gerade unsere Zeit den Geist des *Wandersmanns* erfassen kann, soll hier nicht entschieden werden, ist auch nicht wichtig. Schön ist es ja, dass er jetzt gelesen wird, mögen Lesen und Wesen noch so weit auseinander sein. — Sieht man freilich genauer zu, prüft man Zeile für Zeile, was denn in diesem Buche steht, so dünkt es einen, immer noch werden wenige bis zu den letzten Gedankengründen mitgehen können und wollen, die sich da auftun. Doch sind wir vielleicht heute offen genug, wenigstens die dichterischen Kräfte zu fühlen, die da am Werke waren.

Schefflers *Wandersmann* spiegelt (am deutlichsten im 1., 2. und 5. Buch) eine Religiosität wieder, die im 17. Jahrhundert in kleineren Zirkeln sich aussprach, sich auch mit Böhmes Gedanken berührte, jedoch in deutschen Landen ihre mächtigste Entfaltung mehr als drei Jahrhunderte früher hatte, zur Zeit Meister Eckharts. Da galt eine Botschaft von der Edelkeit der Seele und von der Verwandlung in Gottes Wesen, wie sie im Alltag nicht Raum hat. Jedoch, ob Ordensleute oder Laien, darum scheint Eckhart sich nicht gekümmert zu haben; er lehrte, wie es ihn trieb. Es ging aber durch das ganze Volk ein Hauch und eine Ahnung dessen, was des Meisters Worte bedeuteten: « Ich han och mê gesprochen, daz eine kraft in der sèle ist, diu berüeret niht zít noch fleisch . . . In dirre kraft ist got alzemâle gruenende und blüende in aller der freude und in aller der êre daz er in im selber ist. Wan der êwige vater gebirt sînen êwigen sun in dirre kraft âne underlaz . . . » — Eckharts Lehre wurde nach seinem Tode in wesentlichen Punkten als ketzerisch erklärt, lebte aber in gemilderter Form in seinen Schülern weiter. Hat Scheffler nur ihre, nicht aber des Meisters Schriften gekannt? Ellinger ist dieser Ansicht, ja hält Valentin Weigel, einen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, für die Hauptquelle des *Wandersmanns*. Mag nun Scheffler durch diese ohne jene Bücher angeregt worden sein — die Kraft, ihren Geist neu zu beleben, wie er's tat, musste aus ihm selber kommen.

Zwar nicht alle seine Sprüche, wie ich schon andeutete, gehören diesem Gedankenkreis an. Auch die kirchlich-katholische Frömmigkeit seiner Tage hat besonders im 3., 4. und 6. Buch ihre Blüte getrieben, mitten unter den andern. Zwei geistige Welten stehen da seltsam gegeneinander, durchdringen sich auch manchmal. Im ganzen herrscht in der «kirchlichen» Sphäre ein unterwürfiger, fast knechtischer Sinn, etwa wie in der *Heiligen Seelenlust*, in der «überkirchlichen» frohe Zuversicht in die königliche Bestimmung der Seele, und oft unerhört verwegenes Denken. Von den Sprüchen, welche der Eckhartischen Sphäre am nächsten stehen, mag hier noch einiges gesagt werden. — Zwei Hauptgedanken werden da unermüdlich vorgetragen: die Berufung des Menschen zu höchsten Dingen, zur Gotteskindschaft, ja zur Vergottung; und die Bereitung der Seele zu solchem Ende. Denn sie ist, verstehen wir's recht, der Schauplatz all dieses Geschehens. Eckhart, als Prediger und Erzieher, hatte das Hauptgewicht auf das Zweite, auf die Schilderung der Abgeschiedenheit, Gelassenheit, Lauterkeit der Seele gelegt, auf dass sie die Geburtsstätte Gottes werde. Auch Scheffler lehrt den Pfad; viele seiner schönsten Sprüche gelten dem Bild der geistlichen Armut, des seligen Stilleschweigens, der Seele, die jenseits alles Willens steht.

Ich weiß nicht was ich sol! Es ist mir alles Ein:
Ort, Unort, Ewigkeit, Zeit, Nacht, Freud und Pein.

Du mußt gantz lauter seyn, und stehn in einem Nun,
Sol Gott in dir sich schaun, und sänftiglichen ruhn.

Aber mit besonderem Eifer, vielleicht um der plastischen Möglichkeiten willen, verweilt Scheffler beim Traum und Bild vom Gottmenschen; die Seele, die sich am tiefsten erniedrigt, wird auch das Höchste erreichen, an der Seite des Höchsten sitzen. Uralter «heidnischer» Glaube klingt auf, wo der Beter und Opferer göttliche Kraft erlangte, ja die Gottheit in seine Dienste zwang. — Solch Undenkbares wird auch im *Wandermann* als selbstverständlich fort und fort verkündigt. Einige werden staunen oder lächeln; einige erschrecken vor diesen Stimmen, die uns heute, Frommen wie «Nichtfrommen», gleicherweise fremd sind. Merkwürdig genug auch, dass sie einst dem katholischen Zensor nicht anstößig waren. Vielleicht

schien es ihm nur ein poetisches Spiel und in seiner Paradoxie der Kirche nicht mehr gefährlich — und damit mochte er wohl recht haben. Denn es war ein Dichter, der da sprach:

Ich bin so breit alß Gott, nichts ist in aller Welt,
Daß mich (O Wunderding) in sich umbschlossen hält.

Nimm, trink, soviel du wilt und kanst, es steht dir frey:
die gantze Gottheit selbst ist deine Gasterey.

Gott mag nicht ohne mich ein eintzigs Würmlein machen:
Erhalt' ichs nicht mit Ihm, so muß es stracks zukrachen.

Bin ich nicht adelich! die Engel dienen mir,
Der Schöpfer buhlt umb mich und wart für meiner Thür.

Und dann der aus Schopenhauer wohlbekannte Spruch:

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben,
Werd' ich zu nicht, Er muß von Noth den Geist auffgeben.

Wer will da eine Deutung versuchen? Wir können nur sagen: Es ist zeit- und raumloses Sein, das hier gemeint ist; alles das ist ein Schauen, ein Bild der «Überformung», jenseitigen Lebens, mit irdischen Mitteln dargestellt. Erfasst oder anerkennt solch schauendes Denken der heutige Kirchenlehrer? der Freigeist? der Philosoph? der *einfach* Fromme? Vielleicht keiner mehr. Es bleibt uns nichts übrig, als diese Bilder der Überwelt zu nehmen wie sie sind und nicht mit unserer Klugheit daran zu röhren. Denn es schimmert ein Ganzes durch, das sich nicht schrittweise erklärt.

Noch viel anderes hat Scheffler betrachtet; ein bunter geistlicher Teppich ist da gewebt, von dem hier nicht entfernt ein Begriff gegeben werden kann. Nur auf ein Wichtiges sei hingewiesen. Dem Gottesverhältnis tritt das Weltverhältnis gegenüber. Soll Erde und Erdenleben bejaht oder verneint werden? Darauf gibt es doppelte Antwort. Auf der Stufe der Vorbereitung will sich der Suchende von allem Geschaffenen lösen, will Abgeschiedenheit, um des Ungeschaffenen willen. Das Irdische erscheint als böse, muss überwunden, verleugnet werden. — Aber siehe da! Je mehr er in Gottes Tiefe dringt, lernt er, dass vor ihm alle Geschöpfe und aller Werke gleich sind, dass seine Liebe keine Grenzen kennt. Drastisch sagts Scheffler in diesem Spruch:

Gott hat nicht Unterscheid, es ist Ihm alles ein:
Er macht sich soviel der Flieg' als dir gemein.

Diesen Weg muss auch der Mensch gehen — zurück zur Kreatur, die er einst gescheut hatte. Wie einst der irdische, so muss nun auch noch der geistliche Hochmut und alle Angst vernichtet werden. Der ferne Wanderer kehrt wieder in die Welt, von der er ausging. Er weiss, hier muss er sein Werk vollbringen, das Gesetz erfüllen, welches er ergründet hat. Klingt es nicht wie die Vollendung aller Sitte, wenn es heißt:

Mensch, alles liebet dich: umm dich ists sehr gedrange:
Es lauffet allß zu dir, daß es zu Gott gelange.

Der Mensch als Bote Gottes, der Mensch als Erlöser aller Geschöpfe — das ist viel; und ja wohl viel mehr, als er jemals leisten kann. Und doch sollen wir's nicht vergessen. — Schmerzlicher, irdischer, wie von einem, der noch unterwegs ist — zugleich aber feierlich alles umspannend, tönt es von der Gegenseite:

Wer selbst nicht alles ist, der ist noch zu geringe,
Daß er dich sehen sol Mein Gott und alle dinge.

Der *Cherubinische Wandersmann* ist das merkwürdigste religiöse Brevier, das die Deutschen besitzen, vielleicht die neuere Literatur überhaupt. Heute, nach beinahe dreihundert Jahren, steht es in herrlichster Frische da, frischer als vieles, was jünger ist. Sicher erfüllt dies Buch in seinen guten Partien jetzt noch die Aufgabe, die ihm Scheffler selber bescheiden zudachte, wenn er hoffte, seine Sprüche würden « dem günstigen Leser, im Fall er in den Lehrern der geheimen Gottes-Weißheit bekannt ist, nicht alleine nicht frembde; sondern auch Lieb und Angenehm seyn: in dem er hier als in einem kurtzen Begriff wird finden, was er bei jhnen nach der lange gelesen, oder ja selbst durch gnädige Besuchung Gottes in der That geschmäkket und empfunden hat.» So ist es auch: Scheffler hat die in seinen Tagen nur noch verworren und fern klingende Rede deutscher Mystik aufs neue und unzerbrechlich als Wort geprägt — das man fröhlich hören mag, auch ohne jene alten Weisen zu studieren. Ein anderes ist freilich das Zeugnis des Meisters, und ein anderes des Jüngers dichterische Lust. Dennnoch vermöchte Eckhart in des Schlesiers « echten », d. h. auf

eigener Verantwortung beruhenden Sprüchen seinen Geist zu spüren — der ja auch wiederum nicht sein eigen ist, sondern allgemeines Licht. Hat doch der große Prediger selbst gesagt, so liest man: « Wizzent, daz diu sèle daz êwige wort baz bekennet denne alle meister geworten kunnen. »

KONRAD BÄNNINGER

Zur Literatur. Eine kritische Gesamtausgabe der Dichtungen Schefflers gibt es nicht. Der beste Ersatz hiefür sind vorläufig G. Ellingers Einzelausgaben des *Cherubinischen Wandersmanns* und der *Heiligen Seelenlust* (Verlag Niemeyer). In heutiger Schreibung hat vor Jahren Wilhelm Bölsche den *Wandersmann* (bei Diederichs) samt einer feinen geistesgeschichtlichen Studie erscheinen lassen. Sodann gibt es von diesem Werk bekanntlich zahlreiche gekürzte Ausgaben, die sich freilich nicht immer an den Rahmen der sechs Bücher halten, was doch anzustreben ist. In diesem Sinn ist z. B. die Ausgabe des Sickingen-Verlags, welche die ausgewählten Sprüche in Gruppen neu ordnet, verfehlt. Und ebenso weckt H. L. Held, in der wortreichen Einleitung seiner Ausgabe „sämtlicher poetischer Werke“ des Angelus Silesius (bei O. C. Recht, 1922), recht wenig Vertrauen, wenn er eine Neuausgabe des *Cherubinischen Wandersmanns* ankündigt, in der „die Verse seiner sechs Bücher zu 96 Lehrtraktaten geordnet“ sein sollen, mit dem Zwecke „den Cherubinischen Wandersmann als den einheitlichen Ausdruck einer an sich (!) widerspruchlosen mystischen Weltanschauung zu erweisen“. Wir hoffen denn doch, es finde sich der gute Geist, den Angelus Silesius vor diesem didaktischen Übereifer zu bewahren, der nur schaden kann.

B,